

„Reportagen sind Gedankenmusik“

Sabine Rückerts Reportagen berühren. Klingen nach. Bleiben im Gedächtnis. Die Frau, die ihren prügelnden Ehemann ermorden lässt; der Junge, der mit einem Messer Amok läuft – für beide Geschichten gewann die Kriminalreporterin der „Zeit“ den Kisch-Preis. Hier spricht sie über die Entstehung der Texte, über Herzenswärme und Parteilichkeit, über erste und letzte Sätze und die Gemeinsamkeiten von „Bild“ und „taz“

RF: Liebe Frau Rückert, Ihre Reportage beginnt so: „Eine Frau, die ihren Ehemann für immer loswerden will, sollte ihn nicht töten. Er wird sich in ihre Träume stehlen, er wird ihre Gedanken fesseln, er wird ihr Gewissen in Geiselschaft nehmen. Er wird ihr keine Ruhe gönnen, obwohl sie sich nach Ruhe so sehr gesehnt hat. Er wird bei ihr bleiben, bis der Tod seiner Mörderin beide endlich scheidet. Deshalb ist Valerie niemals so sehr verheiratet gewesen wie heute, da sie Witwe auf eigenen Wunsch ist.“

Das der Anfang von „Die Mörderin“, jenem Text, für den Sie 2001 Ihren ersten Egon Erwin Kisch-Preis bekamen. Beschrieben haben Sie Valerie Lücke, die von ihrem Mann so entsetzlich misshandelt wurde, dass sie es irgendwann nicht mehr aushielt und den Kerl von „gedungenen Mördern“ umbringen ließ.

Ein berührender Text, ein parteilicher Text. Und alle Emotion steckt schon im ersten Absatz. Dieses stakkatohafte „Er... Er... Er“. Warum diese Überhöhung?

Rückert: Ich beginne meine Reportagen fast nie mit einer Beschreibung oder einem szenischen Einstieg. Ich finde es erstmal unwichtig, ob jemand dick oder dünn ist oder blaue Haare hat. Ich fange fast immer mit grundsätzlichen Erwägungen an. Eine Reportage muss mehr sein als ein Bericht. Sie muss über die Realität hinausweisen. Sie muss eine metaphysische Ebene haben, eine moralische Ebene, eine gedankliche Ebene, sie muss mich zu Erkenntnissen führen, die mit der Beschreibung dessen, was da passiert, nichts mehr unbedingt viel zu tun haben sondern diese nur noch zum Anlass nehmen, davon inspiriert sind. Kurz: Reportagen sind Gedankenmusik. Variationen des Themas Leben.

RF: Unerlässlich sind also reflektierende Passagen wie diese hier: „Es ist die Hoffnung, die den Menschen fertig macht, und je hoffnungsloser seine Lage, desto ekstatischer hofft er. Hoffte, dass eines Tages Unglück nicht immer nur Unglück gebiert, dass nicht immer der Schwarze Peter kommt, wenn das Leben die Karten hinhält. Hoffte, dass sich Glück herbeizwingen lässt, wenn man nur alles, alles dafür einsetzt, alles, alles dafür aushält.“

Rückert: Genau. Das ist der Unterschied zwischen einer Kamera und einem Journalisten: Eine Kamera beobachtet, beschreibt, zeichnet auf. Der Journalist muss reflektieren, sich in die Figuren hineinversetzen, manchmal für sie sprechen. Und er braucht eine Haltung. Reportagen ohne eigene Gedanken interessieren mich nicht. Wenn ich die Zeitung lese, interessieren mich immer weniger die Themen und immer

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

mehr die Autoren. Ich weiß: Bei dem oder der erwarten mich Gedankenreichtum, originelle Ansätze und Zugänge. Während ich bei anderen weiß: Da erschöpft es sich in Beschreibungen. Da blättern wir mal lieber weiter.

RF: Die Reportage ist mit einigem Aufwand durchkomponiert. Sie verwenden zahlreiche Parallelkonstruktionen. Nur einige Beispiele: „Das erste Projektil ... Der zweite Schuss ... Die dritte Kugel“. Oder: „Sie lässt sich anbrüllen ... Sie lässt sich anspucken ... Sie lässt sich ohrfeigen...“. Oder: „statt... statt... statt...“ Warum diese rhetorische Dramatisierung?

Rückert: Weil der Stoff so dramatisch war. Der hatte mich gepackt. Überhaupt habe ich Freude an der dramatischen, manchmal vielleicht etwas zu dramatischen Formulierung. Ich bin eine Freundin des Adjektivs und greife gern mal in den Farbtopf. Minimalistisch sind andere.

RF: Ein anderes Stilmittel von Ihnen: Ellipsen, unvollständigen Sätze. „Polizei und Krankenwagen.“ Oder: „Türen zu, Brücken hoch.“ Das erhöht den Rhythmus.

Rückert: Es war ein gewisser Furor der mich damals angetrieben hat. Heute lasse ich den nicht mehr so zu. Ich habe manchmal immer noch einen wahnsinnigen Furor in mir, aber ich schreibe ihn nicht mehr so unverblümt hin. Eine Reportage muss Gefühle haben, darf aber auf keinen Fall zu einer Gefühlssache werden. Sie muss immer eine Kopfsache bleiben. Das Gefühl, das ich mir heute am liebsten leiste, ist Wut. Aber auch die muss kalt sein.

RF: Und Sie konstruieren scharfe Gegensätze, etwa hier: „Menschlich war er ein Schwein“, sagt Valeries Sohn Manfred. „Er war mein allerliebster Papa“, sagt Valeries Tochter Susanne. Volker Lücke, ein Monster und ein Schatz.“

Rückert: Ganz ehrlich: Ich kann ihnen nicht sagen, warum ich den Text so gebaut habe. Mir war einfach danach. Ich kann Ihnen keine Textlehre geben. Ich kann das Schreiben von Reportagen nicht unterrichten. Ich finde auch nicht, dass es letztlich auf Formulierungen ankommt beim Schreiben von Reportagen. Wenn jemand gute, kluge Gedanken hat, wenn jemand gut recherchiert und alles rausgekriegt und sich eine Meinung dazu gebildet hat, dann braucht er das alles nicht. Er setzt sich hin und weiß, was er zu schreiben hat. Er braucht niemanden, der ihm sagt, ein Einstieg läuft so und der Mittelteil muss so sein und der Ausklang so. Er weiß das. Die Geschichte zwingt es ihm auf.

Ich glaube, dass man Schreiben letztlich nicht lehren kann. Willst du es lernen, musst du dich fortentwickeln, was das Verstehen der Welt angeht. Du musst ergriffen sein von der Realität. Du musst die Menschen lieben. Das kann man nicht lehren. Da kann ich noch so viele Einstiege schreiben, das nützt nichts. Du musst die Menschen lieben und versuchen, sie zu verstehen.

Das ist in meinen Augen das große Defizit vieler Reportagen: Dass die Autoren sich nicht wirklich für ihr Gegenüber interessieren. Es liest sich, als sei jemand mit der Taucherbrille durch die Landschaft gelatscht. So entstehen oberflächliche Texte, von denen die Autoren auch noch glauben, sie seien tiefsinnig, weil sie jedes Detail beschrieben und ein paar Allgemeinplätze daneben gestellt haben. Aber sie haben die Sachen letztlich nicht begriffen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Und warum nicht? Weil es ihnen an Mitgefühl hapert. Weil sie nicht Anteil nehmen an anderen. Weil sie nicht wirklich wissen wollen, was mit den Menschen los ist. Texte müssen Kopfsache sein, und sie brauchen eine Herzesebene – nur dann funktioniert die reflektierende, kognitive Ebene. Und wenn jemand beides dann auch noch gut zu Papier bringt, entstehen sehr gute Reportagen.

RF: Wie, glauben Sie, kann man sich dieses Weltverständnis aneignen?

Rückert: Das ist Reife. Man erwirbt sie durch Übung. Sie hängt nur bedingt mit dem Alter zusammen. Es gibt Leute, die sind 50 und verstehen gar nichts.

RF: Zurück zum Text- wie lange haben Sie gebraucht, bis Sie die Einstiegspassage gefunden hatten?

Rückert: Zwei Minuten. Aber ich habe vorher lange darüber nachgedacht. Beim Autofahren, in der Badewanne, nachts im Bett. Eine Schwangerschaft dauert neun Monate, die Geburt ist kurz. Das kann man auch auf meine Texte übertragen. Ich beschäftige mich ununterbrochen gedanklich mit meinen Texten. Die Gliederung entsteht im Laufe der Wochen und Monate im Unbewussten. Und wenn ich mich hinsetze und schreibe, ist der Text fertig. Den schreibe ich dann aus dem Kopf ab.

RF: Sie machen also keine Gliederungen?

Rückert: Früher habe ich die gemacht, da habe ich große Karteikarten angelegt für die wichtigen Dinge, kleine Karteikarten für die Bindeglieder. In meiner Wohnung lag dann quer über den Boden diese Gliederung und ich bin rumgehüpft und habe den nächsten Punkt gelesen und hingeschrieben. Heute mache ich das nicht mehr. Ich beschäftige mich sehr intensiv mit dem Thema und wenn ich das Gefühl habe, jetzt kommen die Presswehen, dann schreibe ich es auf. Ich bin eine langsame Schreiberin. Mehr als 100 Zeilen am Tag schaffe ich nur, wenn es wirklich drängt.

RF: Wie ist die Idee zu der „Mörderin“ entstanden?

Rückert: Ich wollte einen Mord beschreiben, den der Leser nachvollziehen kann. Einen, bei dem der Leser sagt: Ja, es gibt Morde, die müssen sein. Das hätte ich auch so gemacht, das kann ich verstehen. Darum habe ich diese Frau ausgegraben.

RF: Wie haben Sie Frau Lücke gefunden?

Rückert: Ich hatte zuvor für die „Zeit“ ein Dossier über Anwälte geschrieben. Einer von ihnen, ein Strafverteidiger, erzählte mir von diesem Fall, der ihn nicht loslasse – der Fall Valerie Lücke. Diese Frau saß damals seit fünf Jahren in Lübeck im Knast. Heute sitzt sie nicht mehr, aber dazu später mehr. Ich habe gleich gedacht: Das könnte eine Geschichte für mich sein. Eine Frau, die sich einmal furchtbar wehrt.

RF: Wie haben Sie recherchiert?

Rückert: Ganz einfach! Ich habe die Frau mehrfach im Knast besucht, hab mir von ihr die Erlaubnis geholt, ihre Akten lesen zu dürfen und habe dann ihre ganze Familie und alle von Amts wegen an diesem Verfahren Beteiligten abgeklappert.

RF: Ist Frau Lücke immer noch im Gefängnis?

Rückert: Nein. Von den 7500 Mark, das ich damals für den Kisch-Preis bekommen habe, habe ich ihr die Hälfte gegeben. Sie hat sich mit dem Geld einen sehr guten

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anwalt genommen und ein Gnadengesuch gestartet. Es wurde abgelehnt von der damaligen Ministerpräsidentin Heide Simonis und ihrer linken, grünen Justizministerin. Das war in meinen Augen eine rein populistische Entscheidung: Keine Gnade gegenüber Mördern. Was mich erbost hat. Richtig erbost. Zum Glück war es kurz darauf aus mit der Ministerpräsidentin Heide – politisch jedenfalls - und der Spuk Simonis beendet, Frau Lücke hat ein zweites Gnadengesuch gestellt, dieses Mal unter der CDU-Regierung, und hatte Erfolg. Bitter, was?

RF: Spielte Ihre Reportage bei der Entscheidung eine Rolle?

Rückert: Sie lag dem Gnadengesuch bei, keine Ahnung, ob sie ausschlaggebend war. Ich weiß nur: Dass Valerie Lücke heute nicht mehr im Knast sitzt, durch ein Gnadengesuch, das durch einen Kisch-Preis finanziert worden ist.

RF: Sie ergreifen Partei in Ihren Texten. Sie treffen klare Urteile.

Rückert: Aber nur dann, wenn ich mich mit einer Materie intensiv beschäftigt habe und mir ein Urteil zutraue. Ich bin Fachreporterin und verstehe etwas von meinem Fach. In vielen anderen Bereiche würde ich mir keine Urteile anmaßen. Grundsätzlich finde ich: Journalisten sollten meinungsstark sein, wenn sie sich auskennen. Das macht ihre Texte lesenswert.

RF: In diesem Fall beziehen Sie Partei für Frau Lücke und gegen ihren Richter.

Rückert: Dieser Vorsitzende war der Inbegriff der Bürgerlichkeit. Und auf dem Papier hatte er Recht. Er hat die Norm bekräftigt: Mord gleich lebenslang. Das ist im Allgemeinen Aufgabe der Strafjustiz. Aber er hat die grauenhaften Einzelumstände dieses Frauenschicksals, die er alle akribisch in seinem Urteil aufgeschrieben hatte, beim Strafen nicht berücksichtigt.

Übrigens hat der Lauf der Zeit mir Recht gegeben - nicht dem Richter: Frauen, die ihren Haustyrannen ermorden, werden seit 2003 nicht mehr automatisch zu lebenslanger Freiheitsstrafe wegen Mordes verurteilt. Auslöser war ein Fall, in dem die Frau mit einer Bewährungsstrafe davon gekommen ist – sie hatte ihren Mann, der sie grausam misshandelte, nachts im Schlaf erstochen. Der Bundesgerichtshof hielt die Bewährungsstrafe gegen die Revision der Staatsanwaltschaft aufrecht. Valerie Lückes Mord lag vor diesem neuen Blickwinkel – und sie hat ihren Mann von einem Dritten ermorden lassen. Weil sie sich nicht traute, hat sie einen Polen für den Mord bezahlt.

RF: Sie haben also stets gute Gründe für Ihre Parteilichkeit.

Rückert: Oft stelle ich mich in meinen Texten ganz offen auf die Seite eines Menschen. Mit erkennbarer Sympathie für seine Situation: Ich mache sein Anliegen zu meinem. Diese Menschen haben alle eine Gemeinsamkeit: Sie sind in einer bedrohlichen Situation, sie sind allein, und sie haben Recht. Aber ich erschöpfe mich nicht im Mitgefühl, sondern ich halte mich an die Fakten. Am Anfang meiner Reportage steht der Verstand und die Orientierung an den Fakten. Ich nehme für meine Reportagen auch in Anspruch, dass sie ideologiefrei sind. Sie ergreifen nicht Partei für die üblichen Sympathieträger, sondern für angebliche oder echte Mörder, Misshandler, Vergewaltiger, Leute, mit denen gerade Gutmenschen nichts zu tun haben wollen.

RF: Was sind Gutmenschen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rückert: Leute, die leichtfertig und oberflächlich Partei ergreifen, im Glauben, etwas Gutes zu tun oder auch nur, um sich selbst besser zu fühlen. Und am Schluss stellt sich vielleicht heraus, dass sie ein Riesenunglück angerichtet haben, weil sie der Materie nicht kritisch genug gegenüberstanden haben.

RF: 2008 haben Sie zum zweiten Mal den Egon Erwin Kisch-Preis gewonnen, für die Reportage „Wie das Böse nach Tessin kam“. Dieses Mal geht es um einen jugendlichen Amokläufer, der mit einem Messer zwei Erwachsene in der Nachbarschaft ersticht – und eine Schulkameradin zum Zuschauen zwingt. Wie ist die Reportage entstanden?

Rückert: Der Amoklauf geschah am 14. Januar 2007, einem Samstagabend. Am Montag drauf saß ich in meinem Büro und habe ein Interview gegeben. An der Tür hüpfte jemand aus dem Betriebsrat auf und ab und gestikulierte. Als mein Besucher gegangen war, kam der Kollege rein und meinte, ich solle unbedingt ganz schnell in den Betriebsrat kommen. Ich dachte, die wollen sich über etwas beschweren. Aber ich stieß auf eine Runde fassungsloser Gesichter. Auf dem Tisch lag eine E-Mail. Sie war vom Betriebsratsvorsitzenden der „Zeit“ – dem Vater des Amokläufers. Er schrieb, sein Sohn habe diese Tat begangen und er werde die „Zeit“ nicht mehr betreten. Die Mail klang nach Abschied – und so, als müssten wir mit einem Selbstmord des Vaters rechnen.

Die Leute vom Betriebsrat haben mich gefragt, was sie machen sollen. Niemand von denen hatte jemals mit einem nicht natürlichen Tod zu tun gehabt. Also haben sie das alles an mich übergeben. Ich habe einen Verteidiger gesucht und einen Presseanwalt beschafft und die Familie aufgesucht. Ich habe die Familie wochenlang beraten. Ich wusste ja auch nicht, was los war, ich hatte mich noch nie mit Amokläufern beschäftigt. Ich hielt ich es für möglich, dass der Knabe einfach verrückt ist.

Die Eltern haben sich gern mit mir unterhalten und deshalb bin ich immer wieder hin. Dass ich darüber schreiben würde, war damals nicht klar. Wenn sich herausgestellt hätte, dass Felix eine Psychose hat, hätte ich nichts geschrieben. Einer wird geisteskrank und bringt Leute um – das ist keine Story. Doch als klar wurde, Felix ist Herr seiner Sinne, wurde daraus eine Geschichte. Denn nun stellte sich die Frage nach dem Motiv. Die Familie hat zugestimmt, dass ich über sie schreibe. Ich habe Ihnen gesagt, dass es schonungslos sein wird, und dass ich alle Details schildere.

Vor ihrem Haus hatten sich unzählige Journalisten versammelt und fotografierten, wenn Papa den Müll raustrug. Die Eltern wollten aber, dass die Geschichte von jemandem aufgeschrieben wird, dem sie vertrauen, der das fachlich gut macht – und sie versprachen sich davon, dass alle anderen Reporter sie dann in Ruhe lassen würden. Genauso war es dann auch. Nachdem die Reportage erschienen war, hatten sie Ruhe.

RF: Der Beginn: „So kann man sich den Einschlag eines alles vernichtenden Meteoriten auf der Erdoberfläche vorstellen: Man steht friedlich auf seiner Terrasse, die Sonne scheint, man raucht eine Zigarette und weiß beim Anstecken noch nicht, dass es die letzte sein wird. Kein Grollen, kein Beben, kein Vorbote des Untergangs. Und dann, aus dem Nichts, fängt der Himmel Feuer, der Boden unter den Füßen bricht ein, und ein Sturm der Verwüstung fegt alles hinweg, was war – noch ehe das Gehirn begriffen hat.“ Warum dieses Bild des Kometen-Einschlags?

Rückert: Weil es genau so war: Für diese Familie stürzte der Himmel ein.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

RF: Auch diese Reportage ist dramaturgisch sehr geschickt aufgebaut: Sie vollziehen im Text den allmählichen Erkenntnisprozess der Eltern nach.

Rückert: ... ein Erkenntnisprozess, der auch mein eigener war – schließlich musste auch ich mich nach und nach in die Psyche dieses bis dahin gänzlich unauffälligen, nun aber hemmungslos mordenden Jungen hineindenken.

RF: War Felix ein typischer Amokläufer?

Rückert: Ich würde sagen: Er war ein Amokläufer, der das Glück hatte, nicht an eine Waffe zu kommen. Deshalb gab es nur zwei Opfer und nicht 20. Ansonsten traf auf ihn zu 100 Prozent das Muster eines Amokläufers zu. Es gibt in der Kriminalität – genau wie in der Medizin – Parallelen. Sexualmörder, die weit voneinander morden, schneiden in den Bauch ihrer toten Opfer dieselben Muster. Der eine in Finnland, der andere in Italien. Es ist unglaublich, wie ähnlich die Menschen beschaffen sind. Das gilt auch für Mörder und Amokläufer.

RF: Auch diese Tragödie hängen Sie sehr hoch – hinauf in den Götterhimmel. Sie schreiben: „Ähnlich muss es im antiken Antihelden Herostrat ausgesehen haben, der eins der sieben Weltwunder, den Artemis-Tempel von Ephesos, in Flammen aufgehen ließ, um von der Welt nicht vergessen zu werden. Es war eine herostratische Tat.“

Rückert: Ich bin evangelische Pfarrerstochter. Ich bin mit den ganzen gewaltigen Formulierungen der Bibel aufgewachsen. Wahrscheinlich merkt man das meinen Texten an. Für mich ist die Bibel, sind die griechischen Tragödien nicht Vergangenheit, sondern elementare Geschichten von Leuten wie Ihnen und mir. Es sind Urgeschichten, wie sie den Menschen schon immer widerfahren sind. Die Bibel beginnt mit einem Mord: Kain tötet seinen Bruder Abel. Aus blanker Eifersucht. So geht es los und so geht es weiter. Eine Schreckensgeschichte jagt die nächste, Kindesmisshandlung, Kinderschändung, falsche Bezeichnung, Vergewaltigung – in der Bibel ist alles da. Erzählt in prachtvollen Farben.

Indem ich die Parallele gezogen habe zu Herostrat, konnte ich zeigen: Felix ist ein uraltes Phänomen. Die Menschen versuchen der Ödnis und Bedeutungslosigkeit ihres Lebens zu entfliehen, indem sie - scheinbar - irrsinnige Taten begehen. Weil sie es im Guten nicht schaffen, ihrem Leben einen Sinn zu stiften, tun sie es im Bösen. Das Böse entspringt fast immer der Leere.

RF: Der Text über den Amokläufer endet mit dem Gedanken: „Felix hat die Erfahrung gemacht, äußerste Macht auszuüben: Er hat Menschen das Leben genommen. Und diese Erfahrung ist nichts wert. Einfach nur nichts.“ Warum?

Rückert: In meiner Arbeit beschäftige ich mich ja häufig mit Motiven von Tätern. Das Verbrechen hat für die meisten Verbrecher einen Sinn. Bei einem Mord ist es oft Habsucht oder Eifersucht oder Lust am Töten. Felix, der Amokläufer, wollte äußerste Macht ausüben und tötete ein harmloses Ehepaar, das irgendwo in der Einsamkeit der mecklenburgischen Seenplatte wohnte. Er hatte nichts von seiner Tat, sei hat ihn nicht groß gemacht oder befreit oder bestätigt, sie hat ihm nur 10 Jahre Gefängnis eingebracht.

RF: Ein amerikanische Reporter hat einmal gesagt: Nicht der erste Satz ist der wichtigste, sondern der letzte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rückert: Da ist etwas dran. Der erste Satz ist ein Willkommen und der letzte der Abschiedsgruß. Der muss dir etwas mitgeben. Ich hasse Zitate am Schluss. Zitate am Schluss sind das allerletzte. Ein Rausschmeißer. Auch am Schluss muss der Autor den Besucher, den Leser, mit einem Gedanken verabschieden und nicht mit einem Zitat, also einem geklauten Gedanken, den er ihm noch ins Ohr brüllt. Am Anfang und am Schluss zeigt der Autor, dass er denken kann und was er denkt. Je origineller, desto besser.

RF: Wie beschreiben Sie Menschen?

Rückert: Ich liebe Beschreibungen, die nicht den Menschen in seiner körperlichen Erscheinung zeigen, sondern bereits eine Metaebene einnehmen. Also etwa: „Er sieht aus, als habe er viele Jahre umsonst gearbeitet.“ Ich muss nichts darüber sagen, was er anhat, und doch hat der Leser ein Bild vor Augen. Also wenn nicht das Detail beschrieben wird, sondern die Wirkung des Details.

RF: Kommen wir zu einem dritten und letzten Text: Ihr Dossier „In der Lebensversicherungsanstalt“ handelt von relativ harmlosen Straftäter, die gegen alle Vernunft zum Teil Jahrzehnte in forensischen Anstalten festgehalten werden. Sie haben einen Report geschrieben, der erste Satz lautet: „Es ist Freitag, der 11. Mai 2007 vor dem Anhörungsraum herrscht Gedränge.“ Warum so nüchtern?

Rückert: Ich hatte erst einen anderen Anfang, weil ich noch einen weiteren Fall vorangestellt hatte. Dann hieß es: Wir haben einen wahnsinnigen Übersatz, du musst kürzen. Also habe ich die ersten 60 oder 80 Zeilen einfach weggeschnitten und dann ging es so weiter. Das hat dem Text eigentlich ganz gut getan. Grundsätzlich finde ich: Ein Report muss nicht blumig anfangen.

RF: Warum haben Sie keine Reportage geschrieben?

Rückert: Diese Frage habe ich mir auch gestellt. Ich stelle ja drei Typen vor: Der erste ein geistig Behinderter, ein Brandstifter, der einfach aufgegeben wurde. Der zweite ein Sexualstraftäter, der im Rollstuhl sitzt, der vor 14 Jahren kleinen Jungs in die Hose gegriffen hat und seither eingesperrt ist. Und der dritte wurde nun richtig schikaniert: ein psychisch Gesunder, der in einer forensisch-psychiatrischen Anstalt vergammelt, weil er sich wehrt. An die zehn Jahre hat man ihn da sitzen lassen. Das hätte uns beiden auch passieren können.

Ich habe mir überlegt, ob ich die Geschichte nicht nur dem dritten Mann widme. Aber mein Thema war nicht ein einzelnes Schicksal - schau hin, wie schrecklich. Das wäre der politischen Dimension dieses Themas nicht gerecht geworden. Der Leser hätte sich daraufhin denken können: Bitter, bitter, aber was hat das mit mir zu tun? Ein Einzelfall. Und genau das ist es nicht. Es ist ein massenhaftes Problem. Ein großes und auch sehr teures Problem. Ich wollte es als politischen Report anlegen und nicht als traurige Einzelgeschichte, an der man sich weidet und tränenreich das Blatt weglegt.

RF: Bei einem Report ist die Recherche das A und O. Wie lange haben Sie recherchiert?

Rückert: Über viele Jahre. Ich kriege diese Fälle dauernd auf den Tisch und immer heißt es, da muss was geschehen, das ist eine Katastrophe und so weiter... Von Anwälten, aber auch aus den Anstalten melden sich Leute, auch Psychiater. Und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

irgendwann habe ich gedacht, jetzt schreibe ich die Geschichte. Also habe ich mich in eine nicht-öffentliche Unterbringungsverhandlung geschlichen, mit Hilfe eines Anwalts. Dass mich dort niemand bemerkt hat, ist sensationell. Ein dolles Ding. Hinterher haben sich dann alle beschwert. Unglaublich! Ich hätte das Vertrauen der Anstalt missbraucht... Ich frage Sie: welches Vertrauen?

RF: Man könnte Ihnen vorwerfen: Sie nehmen die Position von nicht ausgeheilten Straftätern ein.

Rückert: Nein, das tue ich nicht. Das Wort: „ausgeheilt“ - da geht es schon los. Es heilt eben niemand mehr aus in diesen Anstalten. Und das ist politisch gewollt! Ich nehme die Position eines Beobachters ein, der sieht, wie der staatliche Sicherheitswahn keine Ausgeheilten mehr kennt. Mein dritter Protagonist ist gesund! Der war nie krank! Er geriet durch eine Fehldiagnose in den Maßregelvollzug, die man aus Feigheit nicht zurückgenommen hat. Das Prinzip der forensisch-psychiatrischen Anstalt hat sich verselbständigt. Wir haben keine Maßstäbe mehr dafür, wo Gesundheit aufhört und Krankheit anfängt. Jeder, der irgendwie stört, muss weg, und am besten für immer. Dieses Prinzip habe ich aufgezeigt. Ganz einfach. Dass ich nicht dafür bin, dass Serienmörder frei herumlaufen, können Sie sich denken. Das steht auch in keiner Stelle in diesem Text.

RF: Wie hat die Justiz auf das Stück reagiert?

Rückert: Die fanden es super. Die wissen ja, dass das ein Riesenmissstand ist. Den Journalisten hat es auch gefallen, nur die Anstalten haben sich aufgeregt. Eigentlich nur eine, die anderen sind einfach abgetaucht. Sie haben sich beschwert, dass ich mich eingeschlichen hätte. Aber was hätte ich sonst machen sollen, um die Wahrheit zu erleben?

RF: Lassen Sie uns schließen mit einem kleinen biographischen Exkurs ... Wahrscheinlich sind Sie weltweit die einzige Journalistin, die von „Bild“ zur „taz“ gegangen ist. Wie kam es dazu?

Rückert: Ich habe mich nach meinem Studium bei der Axel-Springer-Schule beworben, dort wurde ich angenommen und gleich zu „Bild“ gestopft. Da blieb ich dann auch, obwohl ich mich immer weg gemeldet habe. Ohne Erfolg. Ich kam nur von „Bild“ München zu „Bild“ Hamburg, Berlin, Bund und zu „Bild am Sonntag“. So ging ein Jahr und noch ein weiteres vorbei. In der Zwischenzeit war ich kurz bei Radio 100,6 in Berlin, also „Bild“ für Analphabeten.

RF: Was haben sie bei „Bild“ gelernt?

Rückert: Die Bildzeitung ist ein Ort der Demut. Sie ist eine gewaltige Maschine, der Redakteur nur Rad im Getriebe. Oben sitzen zwei oder drei, die diese Maschine laufen lassen, sie bestimmen, wann, wo und wie lange sie eingesetzt wird, und der Rest sind Räder. Ich war nur ein ganz kleines Rädchen: Volo 11. Das war meine Kennung für den Computer. Der Druck ist enorm, der auf die Leute niedergeht. Obwohl meistens sehr leise geredet wurde. Es war ein sanfter Terror, der damals noch von Hamburg ausging und uns auch in München erreicht hat. Ich hatte immer schon die Schlagzeile vorgegeben, wenn ich losging zum Recherchieren. Wie die Geschichte lautet, wussten die bereits, ohne selbst da gewesen zu sein. Ich hatte sozusagen die Aufgabe, Vorurteile mit Leben zu füllen. Das war sehr eindrucksvoll.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was ich allerdings gelernt habe ist das Recherchieren. Weil man gegen Widerstände recherchiert. Man recherchiert in einer Welt, die nichts von einem wissen will. Man wird unverschämt. Man lässt das Anständige sein, auch, weil einen irgendwann diese Vorurteile nerven, denen man ständig - zu Recht - begegnet. Man lernt, in Viertel zu gehen, wo acht Leute mit ihrem Hund in einem Zimmer wohnen und wo der Zahnarzt nur alle zehn Jahre aufgesucht wird. Viertel, wo Kinder aus dem Fenster fallen, weil keiner aufpasst. Wo das Treppenhaus beschmiert ist und das Licht nicht geht. Die Geschichten dieser Leute schreibt man dann auf. Und man lernt von denen. Man lernt Demut im Umgang mit der Realität, vor allem, wenn man, wie ich, aus dem Bürgertum kommt. Und man lernt Demut in der Redaktion, weil man in einem militärischen System arbeitet, in dem die eigene Meinung null gefragt ist.

Ich habe mich da wacker hoch gearbeitet, auf Kosten meiner seelischen Integrität. Meine Freunde haben bald festgestellt, dass mit mir wundersame Veränderungen vor sich gingen. Das war eine gewisse Hemmungslosigkeit beim Recherchieren, die sich bei mir schleichend eingestellt hat. Man verteidigt dann auch den Laden, in dem man arbeitet. Das ist nun einmal so, dass der Mensch das System, in dem er sich aufreißt, verteidigt. Sonst würde er vor sich selber unglaubwürdig dastehen. Das habe ich auch getan.

Ich hatte dieses zweijährige Volontariat wie durch einen Lottogewinn bekommen. Ich hatte vorher noch nie eine Redaktion von innen gesehen. Hatte keinerlei journalistische Erfahrung, habe nur durch die Bewerbung selbst diese Stelle bekommen und war deswegen sehr daran interessiert, meine, wie mir schien, durch göttliche Fügung zugefallene Volontärsstelle nachträglich durch Leistung zu rechtfertigen. Ich stand vor einem äußeren und inneren Rechtfertigungsdruck, deswegen habe ich da sehr viel und sehr erfolgreich gearbeitet. Die wollten mich auch behalten, aber ich wollte nicht bleiben. Denn bei der Bildzeitung als Redakteur ausgebildet zu werden ist das eine, sich für eine Arbeit als Redakteur bei „Bild“ zu entscheiden, ist etwas anderes. Am letzten Tag meiner Volontärszeit bin ich gegangen. Richtig erschöpft. Ich brauchte Urlaub.

Nach meinem Urlaub habe ich verschiedene Bewerbungen an verschiedene Zeitungen geschickt. Meine Unterlagen hat man mir dann zur Entlastung wieder zurückgeschickt. Außer die „Süddeutsche Zeitung“, die hat mich eingeladen. Doch an dem Tag, an dem ich mich vorstellen sollte, brach der Erste Golfkrieg aus. Ich weiß noch, wie verzweifelt ich war, als die Einladung abgesagt wurde, verschoben auf „später“. Ich habe zur Sekretärin gesagt: Soll ich jetzt warten bis der Golfkrieg vorbei ist? Sie sagte: Ich kann ihnen nicht helfen. Und legte auf. Also sagte ich mir: Gut, wenn dir keiner hilft, dann hilf dir selbst.

Ich wusste, die taz hat eine neue Chefredakteurin bekommen, Georgia Tornow. Und habe mir gedacht, da schreibe ich für das „Medium-Magazin“ über die neue Chefredakteurin. Das ist doch mal ein Spaß. Bei der Gelegenheit mache ich mich in der taz bekannt. Für die Recherche war ich dann in allen Ressorts unterwegs, und die Leute sagten: Ich kenne dich irgendwoher, von einem Praktikum vielleicht? Ich sagte dann: Nö, ich war noch nie hier. Die kannten mich natürlich, weil die Bewerbungen bei der taz nicht Chefsache sind, sondern Allgemeingut, sodass jeder reinspechtet, im großen Frühstücksraum. Mit ihren Butterfingern haben sie dann in der Bewerbung rum

geblättert. Und von meinem Bewerbungsfoto kannten die mich alle, sie wussten nur nicht woher.

Am Schluss fiel es einem auf, er hieß Zaggi Zügel, der Chef der Nachrichtenabteilung, wenn es damals einen Chef gegeben hätte. Ihm jedenfalls fiel ein, woher er mich kannte. Er fragte dann, ob ich nicht Lust hätte auf die freie Stelle in der Nachrichtenredaktion. Ich sagte: Ja. Und bekam die Stelle.

RF: Was haben Sie bei der taz gelernt?

Rückert: Bei der Bildzeitung ist man politisch und in jeder anderen Hinsicht festgelegt. Eigene Gedanken sind nicht erwünscht. So schrecklich viel anders war das bei der „taz“ damals auch nicht. Auch diese Zeitung hatte einen klaren Standpunkt ,und wer den nicht teilte, hatte irgendwie ein Problem. Credo der „taz“ ist ja: Wir stehen auf der Seite der Schwachen. Aber das es dumme Schwache, blöde Schwache und gemeine Schwache gibt, die im Unrecht sind, das wurde bei der „taz“ gerne ausgeblendet. Das hat mich gestört. Ich finde zurechtgebogene Wahrheiten langweilig. Es ist, als wenn ich mit meiner Tochter in den Weihnachtsgottesdienst gehe und sie sagt: Mama, ich weiß schon, dass am Ende alles der liebe Jesus war. Ich sage dann: Das macht nichts, bleib hier sitzen, es kann nicht schaden, wenn du das alles noch einmal hörst. So ähnlich ist es bei der „taz“ auch. Am Schluss ist alles Jesus gewesen. Nur ist es bei der „taz“ eben nicht Jesus gewesen, sondern der Kapitalismus oder der Sozialismus.

Nun war das für mich nicht so schlimm. Ich war ja Nachrichtenredakteurin und riss Nachrichten ab und baute daraus irgendwelche Geschichten zusammen oder schrieb irgendwelche Texte um, von denen ich fand, dass sie nicht so gut waren. Das gab dann auch böses Blut, weil sich Leute beschwert haben, dass es das noch nie gegeben hätte, dass Texte umgeschrieben würden. Jedenfalls habe ich da eine Zeitlang weiter gedient, habe aber meine Ferien dafür verwendet, um für die „Zeit“ zu schreiben. Und zwar über Bruchsal, eines der Hochsicherheitsgefängnisse in Deutschland, in dem eine Menge übler Burschen sitzen. Über dieses Gefängnis habe ich geschrieben. Heute würde ich den Text vielleicht anders schreiben, aber die „Zeit“ hat mich eingestellt. So kam ich ins Dossier. Und bin bis heute bei der „Zeit“ geblieben.

RF: Woher rührt Ihr Interesse an Kriminalfällen?

Rückert: Bei der „Bild“-Zeitung kam ich gleich zu den Polizeireportern, das Thema hat mich interessiert, also bin ich dabei geblieben. Bei der „Zeit“ waren solche Geschichten damals ungewöhnlich, es gab nicht mal Gerichtsberichterstattung. Höchstens sporadisch, wenn mal einer entflammt war und schnell zum Gericht ging, dann aber dementsprechend unfundierte Artikel schrieb. Kriminalberichterstattung war zu blutig und irgendwie bäh. Ich weiß auch noch, als ich ein Dossier über nicht-entdeckte Tötungsdelikte geschrieben habe: Ich habe von den Kollegen keine einzige Reaktion darauf geerntet. Niemand im Haus sagte etwas, obwohl es jeder gelesen hatte. Es war irgendwie unheimlich, not „Zeit“-like. Ich dachte: Was ist denn hier los? Hier ist zu wenig Leben, zu wenig Blut! Heute ist das anders. Aber damals hatte man die transatlantische Tangente im Kopf, weiß der Teufel, irgendwelches Diplomaten-Hin-und-Her, aber für die Gerichtsberichterstattung null sense.

RF: Wie distanzieren Sie sich von der Welt der Mörder und Psychopathen?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rückert: Das ist, als fragte man einen Arzt, wie er es aushält, den ganzen Tag mit Kranken zusammen zu sein. Dann sagt er, das ist mein Job. Das geht mir auch so. Ich habe ein glückliches, erfülltes Privatleben. Es ist nicht so, dass ich aus Einsamkeit stundenlang mit jemandem telefoniere, den ich einmal interviewt habe. Dieser hohe Preis, den man angeblich für guten Journalismus zahlen muss, Einsamkeit, Schlaflosigkeit, Trunksucht und Lungenkrebs... den zahle ich nicht und an den glaube ich auch nicht. Der gute Journalist hat ja den Ruf, höchstens 35 zu werden, dann ist er tot, weil er sich aufgerieben hat für die Wirklichkeit oder eine bessere Welt. Das alles ist bei mir nicht so. Ich bin relativ unspektakulär, was meine Gesamtbefindlichkeit angeht. Ich habe Freunde, einen Ehemann, ein Kind, Gewichtsprobleme und ich werde sicherlich steinalt.

Interview: Ariel Hauptmeier